
Vilnius

Eine Stadt in Europa

Tomas Venclova

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2473

»Niemand kann behaupten, daß Vilnius ihm allein gehört. Die in dieser Stadt schier phantastische Verschmelzung von Sprachen, nationalen Traditionen und Religionen, die politische Grenzen ignoriert, fiel Neuankömmlingen immer ins Auge, während ihre Bewohner meinten, daß es gar nicht anders sein könne.« Geschichte, Geographie, persönliche Erinnerung und politische Reflexion souverän miteinander verbindend, zeichnet der litauische Lyriker und Essayist ein Bild seiner Stadt, die wie kaum eine zweite für das Gelingen und Scheitern des »europäischen Traums« stehen kann.

Foto : Ivan Milidinovic





4. Auflage 2023

Erste Auflage 2006

edition suhrkamp 2473

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12473-4

www.suhrkamp.de

Tomas Venclova
Vilnius

Eine Stadt in Europa

Aus dem Litauischen von
Claudia Sinnig

Mit Fotografien von
Arūnas Baltėnas

Suhrkamp

Inhalt

»Die Stadt, die thront inmitten von mächtigen Wäldern«	11
Letzte Heiden, späte Christen	34
Palimpsest – Prag und Rom <i>en miniature</i>	57
Professoren und Rabbiner	91
Von der sarmatischen Anarchie zur politischen Romantik	117
Aufstände und Kulturkämpfe	144
»Am Straßburg des Ostens zerren zwei feindliche Mächte«	174
Eine Stadt mit langem Gedächtnis	203
Abbildungsverzeichnis	245

Vilnius
Eine Stadt in Europa

»Die Stadt, die thront inmitten von mächtigen Wäldern«

Der Raum, in dem meine Stadt sich angesiedelt hat, hat keine klaren Grenzen. Er galt immer als Randgebiet von Europa, obwohl sich der Kontinent in den Geographielehrbüchern viel weiter, bis zum Ural und zum Kaspischen Meer hinzieht. Europas Geschichte beginnt mit den Meeren. Die Schiffe der Odyssee und die Triremen der griechischen Kolonisten durchpflügte das Mittelmeer. In der Ägäis, die so ruhig war wie ein See, fuhren sie von einer Insel zur anderen. Später nahmen sie auch die offeneren und stürmischeren westlichen Gewässer in Besitz. Das »weindunkle Meer« wurde zum Fundament der Macht Athens; es stellte die Handelswege und prägte die Phantasie der Dichter für alle Zeit. Das römische Imperium vereinte alle Mittelmeerküsten. Seine Grenzen bildeten Gebirgsketten, die schließlich Völker und Staaten voneinander schieden. Den Rand der zivilisierten Welt markierten außerdem einige Flüsse mit steilen Ufern und unüberwindlichen Deltas, wie zum Beispiel der Rhein und die Donau. Dahinter waren nur noch Barbarenstämme, denen man verschiedene Namen gab und die eher dem Mythos als der Geschichte angehörten. Die Römer wußten einiges über die Germanen und die Kelten, die sie in Schlachten kennenlernten. Aber jenseits der bekannten Stämme lag eine ganze Welt. Dort sprachen die Menschen, laut Herodot, eine so ungewöhnliche Sprache, daß er fast seine ganze Zeit damit verbrachte, sich über ihre Merkwürdigkeit zu wundern.

Einer dieser fernen Stämme, die *Aestii*, lebten am östlichen Ufer der Ostsee. Hier ist das Meer ganz anders: grau, dunstig und flach, zuweilen auch unruhig. Felsige Buchten wechseln mit Lagunen ab, die durch Dünenstreifen von den offenen, salzhaltigeren Gewässern getrennt sind. Die Ostsee wirft

Bernstein ans Ufer, der zum Wahrzeichen des Landes wurde. Diese gelblichen Stücke versteinerten Harzes gingen von Hand zu Hand, nahmen unterwegs an Wert zu und gelangten auch nach Athen und Rom. Hin und wieder heißt es, genauer, stellt man sich vor, Odysseus selbst habe das Bernsteinland besucht, und es ist nicht ausgeschlossen, daß römische Händler dort waren.

Die Stadt, von der ich sprechen möchte, hat in jenen Zeiten wohl schon existiert. Doch von dieser frühen Vergangenheit zeugen nur Ausgrabungen. Aus ihnen läßt sich ungefähr schließen, daß am Zusammenfluß der beiden kleinen Flüsse, am Fuße des Hügels, und später auch auf dem Hügel selbst – der hiesigen Akropolis – eine kleine Siedlung lag, die sich zeitweise vergrößerte und zeitweise verschwand. Vom Meer trennte sie ein Weg von Tagen, vielleicht auch Wochen. Heute legt man diese Strecke in weniger als einem halben Tag zurück, aber damals wurden die Reisenden von wilden, nahezu undurchdringlichen Wäldern behindert. Sie waren wie der Bernstein für lange Zeit ein Sinnbild des Landes.

Das Land heißt Litauen und die Stadt Vilnius. Der Name des Staates leitet sich aus dem Wort *lietus*, Regen, her; doch vermutlich ist das nur Volksetymologie. Wie auch immer, die dunstigen Regenschichten am tiefhängenden Himmel sind das, was im Frühjahr und im Herbst zuerst ins Auge fällt. Im Sommer ist es dagegen klar und häufig auch heiß: über der Stadt schweben weiße Cumuluswolken, die, wie Czesław Miłosz schrieb, die unregelmäßige Form ihrer barocken Kuppeln wiederholen. Aber der Boden bleibt feucht. Seine Oberfläche ist hügelig und steinig, von Gletschern und Wasser geformt. Die Bezeichnung der Stadt wird mit dem Wort *vilnis* – Welle, Woge – in Verbindung gebracht, das Litauer und Slaven gemeinsam haben. Wirklich, hier wogt die Landschaft. Natürlich sind es keine Berge, sondern grüne Hügelketten, oft mit steilen Abhängen, die man nur schwer erklimmt, doch beim Blick aus der Höhe weitet sich der Raum.

Gerade bei Vilnius, ein wenig östlicher, ist dieser Hügelkamm am höchsten. Dahinter fällt er allmählich ab und geht ins weißrussische und russische Tiefland über, das sich bis nach Sibirien und zur Wüste Gobi erstreckt.

Die alten litauischen Wälder sind zum Mythos geworden. Einst war die Stadt von ihnen umschlossen und von der Außenwelt isoliert. Sie schützten ihre Bewohner vor Eindringlingen, aber nicht immer hielten sie sie auf. »Wilna, die Stadt, die thront inmitten von mächtigen Wäldern, gleichwie ein Wolf inmitten von Wisenten, Keilern und Bären«, schrieb Adam Mickiewicz in seinem *Pan Tadeusz*, aus dem hier viele ganze Passagen auswendig hersagen können. Dort heißt es auch: »Immer wird Litauen brauchen die Schärfe des Eisens und Wälder.« Im *Pan Tadeusz* gibt es das Bild eines geheimnisvollen Ortes im tiefen Wald, wo die wilden Tiere ihre Hauptstadt haben – von jeder Art gibt es zwei, wie auf der Arche Noah. Dieses Waldesinnere ist unzugänglich, es ist umgeben von verschlungenem Dickicht und Wurzelwerk, Sümpfen, Wespen- und Schlangennestern. Mickiewicz's Vorbild folgten Dutzende Autoren in allen Sprachen der Region und nicht selten auch Ausländer wie Prosper Mérimée, der in seiner Novelle »Lokis« einen ortsansässigen Aristokraten – eine Art Drakula – als Sohn eines Bären und einer Frau darstellt. Bevor sich in diesem Land der Ackerbau durchsetzte, war seine gesamte Oberfläche außer einigen Wiesen und Hochmooren von Wald bedeckt. Diese Zeiten sind längst vorbei; bereits im sechzehnten Jahrhundert war der Wald schon wesentlich lichter, und im neunzehnten Jahrhundert beklagte der litauische Dichter Antanas Baranaukas, der sich mit Mickiewicz zu messen versuchte, seine unbarmherzige und schamlose Abholzung. Was damals nicht gelang, besorgten die Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts – um so mehr, als es von alters her üblich war, daß sich Aufständische und Partisanen in den Wäldern versteckten, die die jeweiligen Besatzer durch Ausräuchern herauszulocken versuchten.

Heute ist Litauen kein Land der Wälder mehr, sondern ein Land der Felder. Übrigens hat sich unter der Sowjetmacht – allein schon durch ihre schlechte Wirtschaftsführung – die Natur nicht so stark verändert, wie es im Kapitalismus der Fall gewesen wäre. In der Nähe von Vilnius befinden sich die letzten Gebiete, die an den historischen und sogar prähistorischen Zustand des Landes erinnern. Im Süden der litauischen Hauptstadt liegen Sümpfe und Torfmoore, dahinter beginnen weiträumige Kiefernwälder auf sandigen Ackerböden mit einer sehr dünnen Grasdecke, auf der im blauen Schimmer des Heidekrauts weiße Flecken von Maiglöckchen verstreut sind. Nach Norden hin sind die Wälder anders, denn in den Senken liegen Seen, wie Ketten kleiner Spiegel mit den Abbildern der Wolken und Ufertannen. Von diesen großen und kleinen Seen gibt es Hunderte, wenn nicht gar Tausende. Kiefern wachsen hier seltener, häufiger sind schattenspendende Laubbäume – Buchen und sogar wilde Apfelbäume. Die »Hauptstadt der wilden Tiere« gibt es nicht mehr, verschwunden sind die Bären und Bisons, von den Wildschweinen und Wölfen leben auch nicht mehr viele, weil sie durch die staatliche Jagd vernichtet wurden; aber nach langer Abwesenheit vermehren sich die Biber wieder: viele Unterwassergräben führen zu ihren Höhlen an den Hängen der Bäche und Kanäle.

Die Natur wird hier fast zur Architektur. Die Flüsse schlängeln und winden sich wie Voluten, die Bäume wachsen wie Säulen und Streben in die Höhe, die Felsen gemahnen an steinerne Mauern, die Abhänge an Dachschrägen. Und auch die Stadt wirkt ihrerseits eher wie eine Landschaft als wie ein urbanes Ganzes. Die chaotischen Einsprengsel der Natur reichen bis in ihre Mitte, und der Rhythmus der Türme stimmt mit dem Rhythmus des wild gewachsenen Walds überein.

Fast alle Besucher betrachten das Panorama von Vilnius vom Burgberg aus, der oft auch Gediminas-Hügel genannt wird. Aber es gibt auch eine andere Möglichkeit: den südöst-

licher gelegenen Bekes-Hügel. Wie gesagt, von Berg zu sprechen täte diesem Hügel zu viel Ehre an, wengleich sich von hier oben eine weite, unvergeßliche Aussicht bietet. Vom Bekes erblickt man ein harmonisches, von niemandem geplantes Ensemble: recht nahe liegen zwei rötliche gotische Kirchen – die rauhe Abtei der Bernhardiner, neben der die spitzen Türmchen von St. Anna emporragen; und weiter entfernt sind zwei weiße barocke Kirchen zu sehen, die das erste Paar in anderem Stil und größerer Dimension fortsetzen – die graziös gewellte Abschlußfassade von St. Johannes und die zweitürmige, elegante St. Katharina (Brodsky nannte sie die »zweiköpfige Katharina«). Zusammen klingen sie wie eine musikalische Phrase, die in einer anderen Tonart wiederholt wird. Ringsum liegen die Kuppeln und Glockentürme weiterer Kirchen, und auf der rechten Seite, etwas höher, drängt sich die steinerne Burg mit dem separat gelegenen gemauerten Turm ins Bild, gerade sie läßt der Blick vom Gediminas-Hügel vermissen. Von hier aus sieht man, daß Vilnius in einer tiefen Senke liegt. Seine Vorstädte – modern und langweilig –, ragen am Rand dieser Senke empor und ergießen sich weit über sie hinaus. Das zwanzigste Jahrhundert hat es fertiggebracht, die Silhouette der Stadt zu verderben. Noch vor nicht allzu langer Zeit war der ganze Horizont von einem dunklen Gürtel aus Kiefernwäldern bedeckt. Er ist verschwunden. An seiner Stelle stehen jetzt die Wohnbauten der sowjetischen Epoche und jenseits des Burgbergs auch schon kapitalistische Wolkenkratzer, fast wie am Potsdamer Platz. Aber wenn wir sie einmal außer acht lassen, bleibt die Altstadt, die sich über einige Terrassen wie ein Amphitheater erstreckt. Sie läuft von den Rändern der Senke hinab bis zu jenem Zusammenfluß, wo sich ungefähr um jene Zeit Menschen ansiedelten, als Athen und Rom gegründet wurden.

Der größere der beiden Flüsse, der nördlich um die Burg herumfließt, heißt Neris, slawisch Vilija. Der erste Name bedeutet »die Tauchende«, der zweite »die Gewundene«. Bis an

diese Stelle ist sie ziemlich wild und bedroht die Stadt mit Überschwemmungen, obwohl ihre Ufer in den letzten Jahren befestigt wurden. In die Neris mündet, direkt an der Burg, die Vilnia, Vilnelė oder Vileika. Sie ist ein Fließchen mit starker Strömung, stellenweise abgesenkt, das sich seinen Weg zwischen den felsigen Hängen hindurch gebahnt hat. Wenn man auf der kleinen Brücke an diesem Zusammenfluß steht, sieht man nur üppiges Grün und Sandhügel. Das Tal der Vilnia, deren Mäander sich in die vertikalen Ufer einschneiden, verleiht dem Ort eine besondere Aura – man fühlt sich nicht wie im Zentrum einer europäischen Hauptstadt, sondern wie in einem wilden Gebirgsvorland. Die Bezeichnung des Fließchens ist fast mit dem Namen der Stadt identisch. Der alte Philologe, dessen Vorlesungen ich an der Universität hörte, behauptete, die Stadt heiße in Wirklichkeit Vilnia, und das künstliche Wort »Vilnius« habe sich erst im neunzehnten Jahrhundert durchgesetzt.

Wenn wir flußaufwärts durch die Schlucht der Vilnia laufen, erreichen wir nach kurzer Zeit Užupis. In meiner Kindheit und Jugend war dies eine fast ländliche Gegend: hier blühten die Weiden, bellten die Hunde, krächten die Hähne, in den Fliederbüschen verbargen sich hölzerne Abtritte, die Frauen wuschen ihre Wäsche im Flußwasser, die Männer sägten in den Höfen Holz, die jungen Mädchen gingen in Pantoffeln oder sogar barfuß auf die Straße. Dem jüngst gestorbenen Schriftsteller Jurgis Kunčinas, einem Alkoholiker und Bohemien, mit dem ich befreundet war, gelang es, den Geist von Užupis in seinen Romanen über die Armut, zufällige Liebe und die schwere Hand der kommunistischen Macht wiederzugeben. Früher, noch vor dem Zweiten Weltkrieg, lebte dort der polnische Dichter Konstanty Ildefons Gałczyński, ein ebensolcher anarchistischer Ironiker, der sehr gute Verse hinterließ und lustige absurde Dramen, die fast nur aus einigen wenigen Repliken bestehen. In der späten Sowjetzeit kam der Stadtteil sehr herunter, der Putz brök-

kelte von den Häusern, und ihre Mauern zerfielen; die verkommenen Wohnungen wurden von mittellosen Anhängern der Gegenkultur besetzt, die die unabhängige Republik Užupis ausriefen. In deren Verfassung heißt es: »Der Mensch hat das Recht, an der Vilnia zu leben, und die Vilnia hat das Recht, am Menschen vorüberzufließen.« An einer Mauerwand tauchte ein Pfeil mit der Aufschrift »Himmel – 12 km« auf. Nun geht auch diese Ära zu Ende, denn Užupis zieht die neuen Eliten an. Es gibt noch mehrere solcher Stadtteile – nennen wir sie Vorstädte, obwohl sie fast im Zentrum liegen –, in denen Vilnius unmerklich zum Dorf wird. Einer ist Žvėrynas, am Bogen der Neris gelegen, mit kleinen Villen aus Holz. Heute wird auch er immer teurer und privilegierter, doch im Winter kann man dort noch immer wilde Hühner im Schnee sehen, die sich aus den umliegenden Gehölzen hierher verirren. Ein weiterer ist Šnipiškės auf der anderen Seite der Neris, an hohen, von der Eiszeit geformten Abhängen. Aber auch er ist schon fast verschwunden.

Die Bögen und Mäander der beiden Flüsse setzen sich im Labyrinth der Gassen fort. Die Altstadt von Vilnius ist keine geordnete Anlage. Und die Neustadt eigentlich auch nicht. Dort wurde im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert der Versuch gemacht, eine Schachbrettstruktur anzulegen, aber sie ergab sich nicht – irgendwie tauchten formlose Plätze auf, gebrochene Diagonalen und Krümmungen. Die Bauten der Altstadt sind oft recht primitiv, allenfalls hier und da mit gotischen Elementen oder barocken Ausschmückungen verziert, und dazwischen zwängen sich blinde Mauern, unschöne Speicher, Gestrüpp, Ödland. Auf dem Weg von der Talsenke den Hügel hinauf läuft man von Hof zu Hof, von Gasse zu Gasse. Unweit der Vilnia kann man auf vormalige, inzwischen ausgetrocknete Teiche stoßen, etwas höher auf Beete und Gärten, auf Jasmin-, Ahorn- und Kastaniengehölze, ja, auf ganze Wäldchen. Die umliegende Landschaft der Hügel und Seen dringt überall ein – im Frühling bringt sie

Regen und Blüten, im Sommer Staub, im Herbst Dunst, goldenes Laub, tiefe Pfützen, und im Winter Schneewehen. Die Straßen wirken monochrom, aber vom Bekes- oder Gediminas-Hügel aus sieht man, daß in Vilnius drei Farben vorherrschen: der gelbliche Putz der Häuser, die grünen Gärten und die roten Dachziegel. Aus diesen drei Farben besteht die litauische Staatsflagge, obwohl jene, die sich für die Unabhängigkeit Litauens einsetzten, nicht die Farbsymbolik von Vilnius im Sinn hatten. Und eigentlich gibt es noch eine Farbe: das Weiß der Glockentürme und der Wolken. Die Türme und Wolken setzen die Stadt in die Dimension der Höhe fort. Die vierte Dimension der Stadt ist die Zeit.

Die große Tiefebene östlich der Elbe war über Tausende von Jahren ein Territorium, auf dem Stämme umherzogen, sich ansiedelten und Austausch pflegten. Sie unterschieden sich sowohl in ihrer Herkunft als auch in ihren Gebräuchen. Allmählich vermischten sie sich, die Krieger des einen Stammes heirateten Mädchen eines anderen, und zwischen verschiedenen sprachigen Dörfern entstanden Verwandtschaftsbeziehungen – deshalb wirkt das Gerede von ethnischer Reinheit in dieser Region besonders unsinnig. Der Wortbestand eines jeden Volkes enthält eine Vielzahl von Fremdwörtern: die kleineren und schwächeren entliehen sie von den stärkeren, in der kulturellen Entwicklung weiter fortgeschrittenen, aber sehr häufig war es auch umgekehrt. Die nicht besonders hohen Hügelketten stellten kein Hindernis dar. Nur die Flüsse und mehr noch die Sümpfe und Wälder erschwerten die Wanderung und Vermischung. Die meisten Stämme bewegten sich von Osten nach Westen, wo der Boden und das Wetter günstiger waren. Jene, die in den Orbit des römischen Reiches gelangten, nahmen das Christentum an und begannen gemeinsam mit den anderen das zu erschaffen, was wir heute die europäische Zivilisation nennen.

In der Neuzeit wurde diese große Ebene von politischen

Grenzen zerstückelt. Sie entsprachen keinerlei natürlichen oder sprachlichen Grenzen und waren allein davon abhängig, wo das eine oder andere Heer zum Stehen kam. Doch mit der Zeit wurden sie immer unüberwindlicher. Ich erinnere mich an die hermetisch abgeriegelte Grenze, die die UdSSR – zu der meine Stadt leider gehörte – vom Rest der Welt trennte. Sie war mit Wach- und Kontrolltürmen und Scheinwerfern gespickt, dazwischen waren Stacheldrahtzäune gezogen und auf unserer Seite ein Streifen gepflügt, auf dem Eindringlinge aus dem Westen Fußabdrücke hinterlassen würden, viel häufiger aber die eigenen Bürger, die aus dem Vaterland des Proletariats in den Westen zu entkommen versuchten. Es ähnelte alles sehr dem Berlin jener Zeit. Die mit Maschinengewehren bewaffneten Grenzer taten den gleichen Dienst wie die Bewacher der Konzentrationslager. Von Jugend an nannte ich wie viele andere meinen Staat gewöhnlich »die große Zone«, die in ihrem Inneren unzählige »kleine Zonen« barg (in diese wollte keiner hineingeraten, aber im wesentlichen herrschten dort dieselben Sitten). Angehörige der älteren Generation erzählten, daß diese Gegend auch vor dem Krieg schon ähnlich hermetisch abgeriegelt war, nur war diese Grenze nicht ganz so schrecklich. Sie trennte Litauen und Polen – zwei Länder, die sich um Vilnius stritten und keine diplomatischen Beziehungen unterhielten. Damals konnte man die Grenze nur mit Hilfe von Schmugglern überwinden. Es gab eine Bahnstrecke, aber sie war unbenutzt; im Laufe dieser zwanzig Jahre wuchsen zwischen den Gleisen ziemlich hohe Kiefern empor. Heute gibt es in nur dreißig Kilometer Entfernung von der Stadt eine wesentlich angenehmere, aber dennoch deutlich spürbare Grenze mit Grenzern und Zöllnern: sie trennt Litauen und Weißrußland. Vilnius liegt am östlichen Rand der Europäischen Union. Von allen ihren Haupt- und Großstädten ist sie jenem Territorium am nächsten, das nicht mehr zur EU gehört. Die Grenze verändert sich kapriziös, sie teilt die Stadt mal dem